

"Luegid vo Berg und Thal"

Autor(en): **Rüsch, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **24 (1934)**

Heft 49

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647850>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

begriff, daß man einen Direktor, der für mich bis jetzt der Begriff von etwas Unnahbarem war, so verehren und lieben könne. Heimlich aber zürnte ich meinen Eltern, daß ich nicht auch seine Schülerin hatte sein dürfen und ich ahnte etwas von dem ungerechten Walten, das über dieser Schule lag.

„Ueber jedem Neste baut der Himmel Paläste,
Wolkenburgen in Sonnenglut,
Es ist kein Fleck zu klein auf Erden,
Auf ihm ein Mann, ein Held zu werden,
Du junge Seele, fasse Mut.“

Daß man damals den Dichter dieser Verse, den feinen Kenner der Jugend, den wirklich gottgefandten Lehrer, aus engem Dogmengenist heraus einfach ziehen ließ und mit ihm Spitteler, der ebenfalls an seiner Schule unterrichtete, das ist ein Kapitel, das der damaligen Schulpolitik keine Ehre macht.

Die Schuljahre an der Amthausgasse, die nun absolviert waren, sind mir noch aus einem freilich nicht dazu gehörenden Grunde in freundlicher Erinnerung, nämlich durch die unmittelbare Nähe der alten Insel, des Spitals, dem damals ein Onkel von mir vorstand. Es war aber mehr die Tante Scherz, zu der es mich oft nach der Schule schnell hinüber zog, denn der Onkel war eine Respektsperson und durfte von uns Kindern nie gestört werden. Selbst die Tante sprach immer nur als „Herr Scherz“ von ihm und ich habe nie gehört, daß sie ihn mit seinem Vornamen anredete.

Aber das interessante, alte Inselspital mit dem Standbild seiner Gründerin, der ehrwürdigen Klosterfrau Anna Seiler, davor, übte auf uns Kinder einen geheimnisvollen Zauber aus. Jedes der großen, gegen die schöne Terrasse und dem steil zur Mure abfallenden Garten gelegenen Zimmer ersahen mir mit seiner hohen, gewölbten Decke wie eine kleine Kapelle und die riesigen, bemalten Kachelöfen, sowie die schön gebeizten Bodentreuze erhöhten noch ihren Reiz.

Die Tante, mit dem schönen Vornamen Rosalie, war immer sehr freundlich, auch wenn man sich unerwartet einstellte, und hielt schnell Umschau, ob der Gestrenge nicht in Sicht sei. Denn dann durfte man ein wenig in das Heiligtum des Onkels, seine Studierstube, eindringen, wo neben seinem Schreibtisch der verlockende Schaukelstuhl mit seinen geschwungenen Armlehnen und seinem bequemen, breiten, geflochtenen Sitz stand. Der war eine meiner Sehnsüchte als kleines Mädchen und heimlich hoffte ich jedesmal, daß er einmal oben herumfliegen würde, wenn er wie toll in Bewegung gesetzt war. Aber er kam immer von selbst und ganz vernünftig wieder ins Gleichgewicht. War der Onkel da, so durfte man wenigstens auf den großen Ofen im Wohnzimmer, zu dem hinten Tritte hinaufführten, klettern. Dort oben stand der Tante ihr lustiges, kleines Essigfaß und ich mußte mich jedesmal sehr zusammennehmen, nicht etwa schnell an dem Hahnen zu drehen, um zu ergründen, ob es wirklich nur Essig und nicht etwas viel Besseres enthielt.

Nun nahm leider mit dem Hinaufrücken an die Bundesgasse diese freundliche Nachbarschaft ein Ende und bald wurde sowieso die alte Insel abgebrochen und das Spital an seinen jetzigen Standort verpflanzt.

Mit einer Anzahl anderer Mädchen wurde ich zu der etwas zweifelhaften Vergünstigung auserkoren, die fünfte Klasse zu überspringen, was gewiß manche Lücke in mein schon mangelhaftes Schulwissen riß.

Ich kam in der Vierten zu einer sehr sympathischen Lehrerin, die sich aber noch im selben Jahr mit einem bernischen Gymnasiallehrer verheiratete. Sie war jedenfalls ganz unschuldig daran, daß ich gerade in dieser Vierten für ein paar Jahre das richtige „enfant terrible“ der Klasse wurde. Und das wegen zwei Lehrern, die einfach nicht vermochten, uns Mädchen Respekt und Lerneifer einzuflöhen.

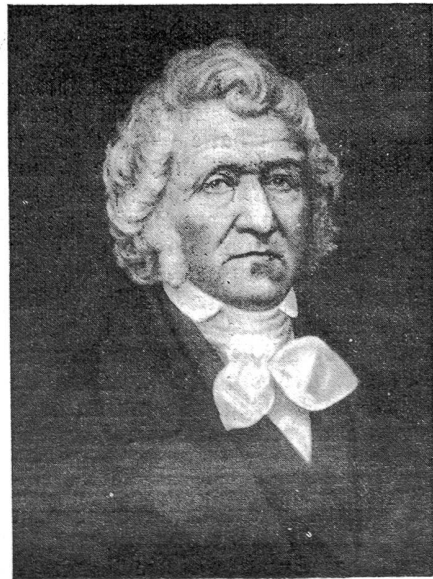
Da war der „Giri“, unser Französischlehrer, der es mit seinen Stunden so bequem nahm, daß er uns selbst untereinander unsere Aufgaben korrigieren ließ, und wir ließen natürlich unseren Freundinnen alle Fehler stehen. Am Tage vor der angekündigten Inspektion, die dann zu seiner Entlassung führte, mußten wir unter schnell zum Vorzeigen zusammengeschriebene Diktate verschiedene Daten machen. Das rächte sich, denn ein kleines Mädchen hatte das spätere Datum voran gesetzt und die Sache endigte mit einem peinlichen Verhör. Seinen Nachfolger, Herrn Gauchat, mochten wir dann wieder sehr; er war vielleicht nur zu gut und nachsichtig für unsere ein wenig undisziplinierte Klasse.

Wer mir aber leider weder gut noch anspornend in Erinnerung geblieben, das war ein blondes, härtiges Männchen, von uns der „Schneuz“ geheißten, unser Rechnungs- und Geschichtslehrer dieser Jahre. Klein, unscheinbar, mit einem gehässigen Blick wurzelt er in meiner Erinnerung und ich glaube, seine pedantische Art, sowie sein Mangel an Verständnis für die Jugend, war hauptsächlich schuld daran, daß ich damals in den Ruf einer ungezogenen Schülerin kam, die immer mehr Schabernak als Verneifer im Kopfe hatte. Er reizte einen förmlich dazu und ich war es natürlich nicht allein, die diese Stunden für allerlei Mlotria ausbeutete. Aber da ich vielleicht am erfindungsreichsten war und zudem nicht Verstecken spielen konnte, so nahm er nun speziell mich aufs Korn. Ich wurde der Sündenbock, der einmal sogar eine Fünf im Betragen erwischte. Frech war es schon gewesen, unter einen Strafsatz, den ich hundertmal schreiben sollte, einfach hundert Gänsefüßchen zu setzen und ihm zu erklären, mein Vater habe nicht gern, wenn wir Papier geuden. Das endigte mit einem wütenden Brief an diesen. (Schluß folgt.)

„Luegid vo Berg und Thal.“

Von Dr. Walter Rüschi.

Welcher Schweizer in Heimat und Fremde kennt dieses Lied nicht? Es ist heute mehr als hundert Jahre alt und wie kein anderes mit unserer Natur- und Heimatliebe ver-



Ferdinand Huber (1791–1863) der Komponist der schönsten Schweizerlieder.

wachsen. Wer hat es uns geschenkt und wie ist es entstanden? — so mögen wir heute einmal fragen, nachdem

wir alle es von Jugend auf liebten und unzählige Male mitgefungen haben, wenn es an schönen Abenden in frohem Kreise spontan angestimmt wurde.

Wer sich einmal mit der schweizerischen Romantik beschäftigt hat, jenen an edlem Patriotismus und Naturgefühl so reichen ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, dem ist ein Name nicht unbekannt geblieben, der in der Geschichte des schweizerischen Liedes immer einen goldenen Klang haben wird. Ferdinand

Huber (1791—1863) war der Komponist dieser einzigartigen Melodie, und nicht nur dieser einen, sondern einer ganzen Reihe geradezu

klassisch-schöner Lieder, deren musikalische Bedeutung von großen Zeitgenossen des bescheidenen St. Gallers, wie Mendelssohn und Liszt, erkannt und hochgeschätzt wurde. Auch unser bekanntes „Der Ustig wott cho“ und „Herz, wohi zieht es di“ stammen von ihm. Was gibt Ferdinand Hubers Melodien ihren eigentümlichen Zauber? Es ist die genial einfache Verwendung der Alphornmusik und ihrer Dreiklangsmotive in seinen Kompositionen. Damit hat Huber den ursprünglichen Melodienquell der Alpengegend gleichsam in die künstlerische Liedform gegossen. „Lueged vo Berg und Thal“ ist nichts anderes als eine stilisierte Alphornmelodie, ebenso genau der Anfang des „Ustig“, worauf der berühmte schweizerische Musikhistoriker R. Nef bereits hingewiesen hat, und auch in „Herz, wohi zieht es di“ hören wir bei der Stelle „Säg mer, was chlopffisch so her!“ ein Alphornmotiv.

„Lueged vo Berg und Thal“ ist in Hofwil bei Bern entstanden! Damals, als in den Räumen des Seminars noch Emanuel von Fellenbergs bekanntes „Erziehungsinstitut für Söhne höherer Stände“ blühte. Der junge Pädagoge und Doktorand J. A. Henne von Sargans weilte dort um 1823/24 als Deutschlehrer, und der Bekanntschaft des damals kaum 25jährigen Dichters mit Ferdinand Huber, der von 1817 bis 1824 die Stelle eines Musiklehrers am Institut inne hatte, verdanken wir unser Lied. Henne von Sargans war eine der interessantesten Erscheinungen der schweizerischen Romantik; in späteren Jahren machte er als Historiker und Politiker von sich reden, unter den lyrischen und epischen Versuchen seiner Jugendjahre aber findet sich manche Perle schweizerischer Mundartdichtung. Zu gleicher Zeit wirkte in Hofwil auch der Pädagoge und Schüler Pestalozzis, J. J. Wehrli, der dort eine an Fellenbergs Institut angeschlossene Kolonie für verwaiste Knaben leitete. Für diese „Wehrliknaben“ ist das Lied entstanden und fand sich als solches in der Fassung für zweistimmigen Chor von Knabenstimmen, begleitet vom Bass des Lehrers, in einem Notenheft F. Hubers aus der Hofwilerzeit. Unser Bild zeigt die photographische Aufnahme der Handschrift des Komponisten. Später begab sich Huber wieder in seine Vaterstadt St. Gallen, wo er lange Jahre als Musiklehrer für die Schuljugend tätig war. Das Lied aber fand von Hofwil aus rasche Verbreitung und Beliebtheit unter allen Schichten des Volkes.



„Luegid vo Berg und Thal“ in der Originalhandschrift des Komponisten. (Veröffentlicht mit Erlaubnis der Stadtbibliothek Vadiana St. Gallen.)

Wie schon erwähnt wurde, brachte auch Franz Liszt unserem schweizerischen Alpenliederlänger großes Interesse entgegen. Noch in späten Jahren bezeigte er dem „Alten von den Bergen“, wie er ihn gerne nannte, auf seine gewinnende Art seine Freundschaft und Verehrung. Im Lisztmuseum in Weimar liegen einige Hefte mit Kompositionen aus der Schweizerzeit, in denen er Melodien Ferdinand Hubers verwendet hat und im Klangzauber seiner Klaviersprache zu reizenden musikalischen Stimmungsbildern vom Alpenleben, Alphornnton und Herdengeläute aus schmückte. Einige Stücke daraus gingen in seine berühmt gewordenen „Années de Pèlerinage“ über. Dort hat Liszt unter anderem in dem wunderbaren lyrischen Tonbild „Au lac de Wallenstadt“ eine Erinnerung an Ferdinand Hubers Alphornmelodien niedergelegt.

Nach einer an Schicksalen reichen Jugend und vielen Jahren froher Mannesarbeit verlebte F. Huber, umgeben von der Wertschätzung der Heimat, der er so viele Lieder geschenkt hatte, einen von Humor und Freundschaft besonnten Lebensabend. Er starb am 9. Januar 1863 und wurde unter großer Beteiligung aus der ganzen Stadt zur Ruhe geleitet. In einem Nachruf in den „St. Galler Blättern“ jenes Jahres lesen wir: „Wie eigentümlich berührte es die ganze ernst gestimmte Versammlung, als nach dem Verklingen der Orgeltöne und beim Beginn des Gebetes ein Senntum mit hellem Glodengeläute der Herde und dem Singen- und Jauchzen der Sennen bei der Kirche vorüber zog, gleichsam als habe die entseelte Hülle nicht mit Erde bedeckt werden dürfen, es müßten denn noch einmal jene Klänge und jene Weisen über dem geöffneten Grabe hinziehen, denen er selbst so viel Leben gab. — Ein Zufall höchst seltsamer Art. Wer hat die Bergbewohner geheißt vorüber zu ziehen in dem Augenblicke, als die Erde sich schliefen sollte über ein im Leben so warmes und freudiges Herz? Sollte dies Herz noch einmal aufjauchzen, bevor es die ewige Ruhe im stillsten aller Räume beginne?“

Gotthelf-Spruch.

Gerade dieses ist eine Hauptquelle des Elendes und der Armut, daß das Ansehen jeder Autorität vernichtet ist, daß jede Autorität als natürlicher Feind gehaßt und verfolgt wird, daher auch der Zucht der Aufruhr gegenüber steht.